

ANDREAS HEIL
MATTHIAS KORN
JOCHEN SAUER (Hg.)

Noctes Sinenses

Festschrift für
Fritz-Heiner Mutschler
zum 65. Geburtstag

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

UMSCHLAGBILD

Ausschnitt aus einem Wandbild im Hauptsaal
des Bergpalais in Schloss & Park Pillnitz,
© Staatliche Schlösser, Burgen und Gärten Sachsen,
Schloss & Park Pillnitz, August-Böckstiegel-Straße 2, 01326 Dresden

ISBN 978-3-8253-5843-3

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt ins-
besondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2011 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger Medien Centrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag-hd.de

JÖRN RÜSEN (ESSEN)

Der Mutschler-Spagat

Persönliches zum Kulturvergleich der Historiographie

Fritz-Heiner Mutschler fällt aus dem Rahmen. Ein Altphilologe, der Chinesisch kann? Und der mit dieser Kenntnis hingeht und die gewohnten Bahnen historisch-philologischer Kompetenz verlässt und (soweit ich sehe) zum erstenmal in Deutschland einen systematischen Vergleich zwischen westlichem und chinesischem Geschichtsdenken anstellt, ohne in irgendeine Ost-Exotik zu verfallen? Das hat es bislang noch nicht gegeben. Und wird es wohl auch nicht so leicht wieder geben. Also nur eine Ausnahme, ein Glücksfall vielleicht, der sich nicht wiederholen läßt und dabei auch keine grundsätzliche Bedeutung hat?

Nun, ein Ausnahmefall, ein geglückter dazu, ist das schon, aber es kommt ihm doch grundsätzliche Bedeutung zu. Bevor ich das, wie es sich für mich gehört, in geschichtstheoretischer Grundsätzlichkeit ausführe, möchte ich persönlich werden.

Meine erste Begegnung mit Fritz-Heiner Mutschler war – wie sollte es auch anders sein – unpersönlich-akademisch, textlich-diskursiv. Ich las einen seiner Aufsätze zum Vergleich griechischer mit antiker chinesischer Historiographie, und bei dieser Lektüre fielen mir die Schuppen von den Augen, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie hatte. Ohne Althistoriker zu sein und nicht mit besonderen Griechischkenntnissen ausgestattet, hatte ich mich nichtsdestoweniger, meinem allgemeinen theoretischen Interesse am historischen Denken folgend, auch mit der griechischen Historiographie, also mit dem Ursprung des genuin historischen Denkens im Abendland beschäftigt. Herodot und Thukydides waren die Paradigmen. An ihnen konnte ich mir klarmachen, wie sich historisches Denken aus mythischen Kontexten herauslöst und die Eigentümlichkeit gewinnt, die es dann in einer langen, bis in die Gegenwart reichenden Geschichte bewahrt und weiterentwickelt hat.

Mir lag viel an der Einsicht in grundsätzliche epochale Unterschiede des historischen Denkens und der Historiographie, insbesondere ging es mir um den Charakter des modernen Geschichtsdenkens, das meiner eigenen Disziplin, der Geschichtswissenschaft, bestimmend zu Grunde liegt. Aber diese Unterschiede lassen sich nur ausmachen und typologisch beschreiben auf der Folie einer sich durchhaltenden Grundstruktur. Und diese Grundstruktur ist die narrative Verfassung historischen Wissens. Für mich als sogenannten Narrativisten – von Hans Michael Baumgartner und Arthur Danto über die narrative Struktur des historischen Denkens aufgeklärt – waren die beiden griechischen Gründerväter geradezu Paradigmen dieses erzählenden Charakters der historischen Darstellung.

Kulturvergleiche des historischen Denkens lagen mir ursprünglich fern (ich hatte schließlich genug mit dem Abendland zu tun), aber sie rückten mir immer näher, je deutlicher sich mir aus der Gegenwartserfahrung das Gebot der Stunde erschloss, über den westlich-europäischen Tellerrand zu blicken. In meinem Bielefelder Projekt über historische Sinnbildung (1994/95) habe ich diesen Schritt zum Kulturvergleich – zögerlich, aber nichtsdestoweniger konsequent – getan, und da kam mir dann das chinesische Geschichtsdenken (vom indischen will ich schweigen) als Ausnahme oder Abweichung vom narrativen Paradigma abendländischer Historiographie vor. Wie kann man nur eine bloße Chronik, die Frühlings- und Herbstannalen, zu einem klassischen Text mit hoher kultureller Prägekraft erheben? Annalen sind doch noch nicht einmal narrativ verfasst, sondern verharren in einem prä-narrativen (logischen) Zustand? Kurz und gut, die griechischen Urväter blieben paradigmatisch.

Dann aber kam die Lektüre von Mutschlers Aufsätzen. Wie gesagt, die Schuppen einer zum Paradigma verallgemeinerten westlichen Form der Geschichtsschreibung fielen mir von den Augen. Ich konnte lernen, dass unsere anfängliche Geschichtsschreibung nur einen besonderen Fall des historischen Umgangs mit der Vergangenheit darstellt und die chinesischen Anfänge der Geschichtsschreibung einen anderen.

Der Glücksfall hatte also grundsätzliche Bedeutung, zumindest für mich. Denn nach der Lektüre Mutschlers konnte ich nicht mehr die übliche Denkweise an den Tag legen, Kulturvergleiche des historischen Denkens auf der Grundlage des westlichen Geschichtsparadigmas anzustellen. Das westliche konnte nur noch als ein besonderer Fall neben

vielen anderen im Umgang mit der Vergangenheit verstanden werden. Die spezifisch historischen Strukturen und Prozesse der menschlichen Weltdeutung mussten anders ausgemacht werden als durch Verallgemeinerung dessen, was der Westen zustande gebracht hat. Damit stellte sich eine überaus reizvolle geschichtstheoretische Aufgabe, von der ich hoffe und glaube, dass ich sie zumindest im Ansatz gelöst habe.

Aus der textlichen Bekanntschaft wurde eine persönliche (und dann auch noch der ganz besondere Glücksfall einer freundschaftlichen) Beziehung. Das war dann auch der Beginn einer gemeinsamen akademischen Arbeit. Es war mir gelungen, den Dresdner Kollegen und späteren Freund mit einer Finanzierung durch die Volkswagen-Stiftung mit einem Projekt zum Kulturvergleich des westlichen mit dem chinesischen Geschichtsdenken in das Kulturwissenschaftliche Institut in Essen (KWI) zu holen. Nach dessen Ende gab es dann ein zweites Projekt, in dem die imperialen Kontexte der antik-römischen und der klassisch-chinesischen Historiographie im Vordergrund standen. Unsere Zusammenarbeit ging nun nicht so vor sich, dass mir allein der theoretische Part zufiel und Mutschler mit seiner Doppelkompetenz sich um die Empirie gekümmert hätte. Nein, ich verdanke ihm durch sein beharrliches kritisches Nachfragen eine Präzision meiner theoretischen Vorstellungen von der kognitiven Struktur der Historie als anthropologischer Grundlage eines Kulturvergleichs.

Es ist gar nicht so einfach, die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit zusammenzufassen. Auf jeden Fall verdanke ich Fritz-Heiner Mutschler einen ganz entschiedenen Schritt in die Richtung einer Konzeption von Geschichtstheorie, die sie den Geboten einer intensiven interkulturellen Kommunikation vorbehaltlos öffnet. Der Vergleich kommt ja eigentlich erst dann zu sich selbst, trägt also erst dann hinreichend intellektuelle Früchte, wenn er sich in einen Diskurs hinein erstreckt (und dabei dynamisiert), an dem sich die Fachleute aus nicht-westlichen Ländern (in unserem Falle: aus Ostasien) engagiert beteiligen. Engagierte Beteiligung heißt, dass die Unterschiede des historischen Denkens als Sachverhalte angesehen und erörtert werden, die in die Tiefe der eigenen kulturellen Identität hineinreichen.

Ich habe das historische Denken immer als den Ort der kulturellen Orientierung angesehen und analysiert, an dem Identitätsfragen und -probleme ausgetragen werden, und das gilt für viele meiner nicht-westlichen Kollegen auch.

Wenn der interkulturelle Vergleich des historischen Denkens in Form eines interkulturellen Diskurses erfolgt, dann werden also auch Identitätsfragen ins Spiel gebracht. Die ostasiatischen Kollegen haben dies auch ganz entschieden vorgenommen (ohne das Identitäts-Thema als solches anzusprechen). Sie haben nämlich energisch versucht, mit der Betonung der chinesischen Differenz die Dominanz des westlichen Geschichtsdiskurses zu brechen und das westliche Geschichtsdenken gegenüber dem chinesischen zu de-potenzieren. Uns Westlern ging es nicht darum, uns auf das Armesünderbänkchen imperialistischer Kolonisierung der anderen zu setzen, sondern wir haben lediglich den Blick aufs Eigene durch die Wahrnehmung der Differenz zu den anderen geschärft. Es versteht sich fast von selbst, dass wir dabei in guter hermeneutischer Tradition auch die Grenzen des Eigenen und die Bedeutung des Andersseins der anderen wahrgenommen und eingesehen haben.

Auf das Spiel, wer denn nun eigentlich die wahre oder eigentliche Historiographie in die Welt gesetzt hat, haben wir uns aus guten Gründen nicht eingelassen. Das halte ich für sachgeboten und einzig ersprießlich in der inzwischen allmählich eingetretenen Verdichtung der interkulturellen Kommunikation in den Geisteswissenschaften. So verständlich (und vielleicht auch notwendig) die Zurückweisung westlicher Denkformen und -traditionen sein mag, um sich kulturell auf die eigenen Füße zu stellen und sich damit zur Augenhöhe im Verhältnis zu uns, den Westlern, zu erheben, so wenig überzeugend ist die post-koloniale Attitüde, aus der kritischen Abweisung des Westens einen tragfähigen eigenen Standpunkt zu gewinnen.

Wir brauchen einen Spagat zwischen unserem und dem anderen Standpunkt. Das stärkt die geistige Spannkraft und weitet den Horizont des Verstehens. Wie sehr das Fritz-Heiner Mutschler vorgemacht hat, zeigt seine Beteiligung an der interkulturellen Debatte, die sich im Anschluß an eine Kontroverse zwischen Huang Chun-Chieh und mir über die Eigenart des chinesischen historischen Denkens entfaltet hatte (s. Rüsen 2007). Von den vier Kommentatoren dieser Kontroverse war er der einzige, der sich wirklich auf die Spannung, die zwischen beiden Positionen herrschte, eingelassen und sie in eine weiterführende Argumentation umgesetzt hat. Mutschlers Spagat – eine typisch westliche Fähigkeit –, über den Tellerrand zu sehen und im Perspektivenwechsel Erkenntnisse zu gewinnen, ist beiden Seiten zugute kommen.

Literatur:

Rüsen, J. 2007. Forum. Chinese and Western Historical Thinking. *History & Theory* 46.2: 180-232.